

Zürich, April 2003

Gunter Schmidt

Sexualität und Kultur: Soziokultureller Wandel der Sexualität¹

Es gibt zwei Möglichkeiten, die komplexen Zusammenhänge von Kultur und Sexualität zu untersuchen: Den ethnographischen Ansatz und den sozialhistorischen. Ersterer untersucht sexuelle Gewohnheiten und Normen in verschiedenen Kulturen, sozialen Gruppen oder sozialen Milieus; letzterer betrachtet Veränderungen der Sexualität im Zeitfluss *einer* Gesellschaft oder Kultur. Wie Ihnen der Untertitel meines Vortrags verrät, wähle ich die sozialhistorische Betrachtung und beschränke mich dabei in zweierlei Hinsicht: Ich wähle ein relativ kleines Zeitfenster, nämlich die letzten 50 Jahre, und ich betrachte nur einen kleinen Teil der Welt, nämlich die westlichen Industriegesellschaften.

In diesen Gesellschaften befinden sich die Familie, Liebesbeziehungen, das Verhältnis der Geschlechter, Sexualität und Moral in rasantem Umbruch. Gucken wir zunächst mit den Augen eines Literaten auf die neuen Verhältnisse. Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq schildert in seinem Roman „Elementarteilchen“ ein FKK-Feriencamp. Morgens liefern die Paare ihre Kinder in pädagogisch versorgten Abenteuerspielplätzen ab und begeben sich in die Dünen. Dort sonnen sie sich, haben Sex oder sehen anderen Paaren beim Sex zu. Oft bildet sich ein Kreis von Zuguckern um ein kopulierendes oder sich liebkosendes Paar, die Zuschauer onanieren, oder auch nicht, und es kommt nicht selten vor, dass eine Frau sich von ihrem Partner abwendet und einen anderen zu Fellatio oder Penetration auffordert. Singles werden freundlich akzeptiert. Ein wüstes, aber zugleich ruhiges, fast kontemplatives Treiben.

Houellebecq interessiert sich nicht so sehr für die laszive, libertine Seite seiner Szene, sondern für etwas anderes, und das beschreibt er so: „Was überrascht ist die Tatsache, dass solch unterschiedliche sexuellen Aktivitäten ... dort stattfinden können, ohne die geringste Gewalt, geschweige denn den leisesten Verstoß gegen die Höflichkeit hervorzurufen... Jede Annäherung setzt die – zumeist ausdrückliche – Einwilligung der Beteiligten voraus. Wenn eine Frau sich einer nicht erwünschten Liebkosung entziehen will, deutet sie es einfach mit einer Kopfbewegung an – und

¹ Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Sexualität im Wandel“ der Universität und der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, am 3. April 2003 in Zürich

ruft damit augenblicklich bei dem Mann eine förmliche, fast komische Entschuldigung hervor“ (250,49).

Nun können sich einen Urlaub im Camp von Cap d'Agde, wo die Geschichte spielt, nur einige Wenige leisten, und noch weniger gehen den dort beschriebenen Sexualgewohnheiten nach. Und doch ist die exaltierte Houellebecqsche Szene in ihrer Mischung aus Zügellosigkeit und Zivilität, aus Triebhaftigkeit und Artigkeit, aus scheinbarem Chaos und differenzierter Ordnung, aus scheinbarer Entgrenzung und hoher Sensibilität für Grenzen durchaus typisch für heutige Sexualverhältnisse. Was ist geschehen?

Enttraditionalisierung und Gender Equalisation

Es sind vor allem zwei gesellschaftliche Prozesse, die die heutigen sexuellen Verhältnisse bestimmen. Zunächst ist die Enttraditionalisierung zu nennen, das heißt die Freisetzung des sexuellen Verhaltens und sexueller Moralen aus traditionellen Ordnungen und Vorschriften.

Abb. 1 Anteil der Jugendlichen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr mit 18 Jahren oder früher hatten (N=8585)

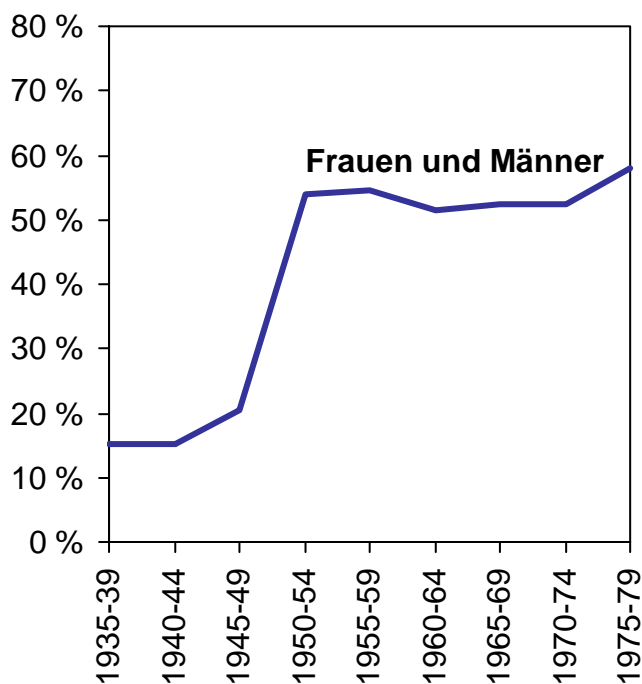


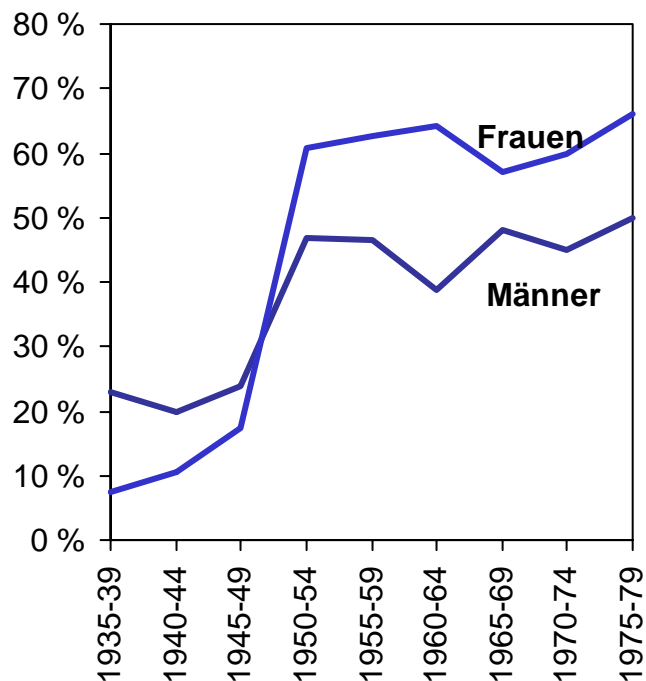
Abbildung 1 veranschaulicht diesen Prozess prototypisch. Sie zeigt den Anteil der Männer und Frauen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr mit 18 oder früher hatten. Und zwar für die Geburtsjahrgänge 1935 bis 1977, also für Generationen, die ihre Adoleszenz zwischen den frühen 1950ern und den frühen 1990ern erlebten.²

Von den vor 1950 Geborenen hatten weniger als 20% ihren ersten Koitus mit 18 oder früher, heute sind dies knapp 60%. Das ist eine dramatische Veränderung. Sie setzte einigermäßen abrupt bei den zwischen 1950 und 1954 geborenen Männern und Frauen ein, also bei denjenigen, die um 1970 18 Jahre alt waren. Der Umbruch jugendlichen Sexualverhaltens erfolgte also Ende der 1960er, Anfang der 1970er, in der Periode, die oft als sexuelle Revolution bezeichnet wird. Freigesetzt wurde die Sexualität nun endgültig von der Institution „Ehe“, das Sexualverbot für Jugendliche verschwand. Dieser Prozess hatte lange vorher, etwa in den 1920ern, begonnen, bekam aber seine dramatische Beschleunigung während der sexuellen Revolution. Die Daten stammen von deutschen Studierenden. Aber gleiche Trends lassen sich, mal auf höherem, mal auf niedrigerem Niveau, auch bei Jugendlichen mit geringerer Schulbildung beobachten, bei katholischen wie bei protestantischen oder konfessionslosen Jugendlichen, in Ländern mit liberaler (Skandinavien) wie mit restriktiver Sexualtradition (südeuropäische Länder), in Westeuropa (einschließlich der Schweiz) wie in den USA und Kanada. Die sexuelle Liberalisierung war ein globalisiertes Ereignis der westlichen Industriegesellschaften. Sexuelle Tabus wurden hinweggefegt, die in einer demokratischen Gesellschaft von Konsumenten längst störten.

Aber die Graphik erzählt nur die halbe Geschichte. Ganz wird sie, wenn wir die gleichen Daten für Männer und Frauen *getrennt* betrachten (Abbildung 2).

² Die Daten stammen aus drei Studentenerhebungen der Abteilung für Sexualforschung aus den Jahren 1966, 1981 und 1996 an insgesamt 8585 Männern und Frauen (vgl. Schmidt 2000, Schmidt 2003).

Abb. 2 Anteil der Jugendlichen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr mit 18 Jahren oder früher hatten, nach Geschlecht (N=8585)



Wir sehen: Die beschriebenen Veränderungen des Koitusverhaltens waren bei den Mädchen sehr viel ausgeprägter als bei den Jungen, so dass heute im Gegensatz zu früher Mädchen eher mit dem Geschlechtsverkehr beginnen. Das traditionelle Muster der Geschlechtsunterschiede – Jungen fangen früher an als Mädchen – wurde also in sein Gegenteil verkehrt. Hieran nun wird der zweite oben angekündigte Prozess deutlich, der mit der Enttraditionalisierung eng verknüpft ist: Die sexuelle Selbstbestimmung von Frauen oder die Gender equalisation³ der Sexualität. Und auch dies ist ein globaler Prozess in den westlichen Industriestaaten (Abbildung 3).

Das moderne Muster (Mädchen fangen früher an) finden wir vor allem in den überwiegend protestantischen skandinavischen Ländern (deshalb kann man es auch das skandinavische Muster nennen), das traditionelle Muster in den südlichen und südwestlichen, überwiegend katholischen oder orthodoxen Ländern Europas. Doch alle Länder in der EU bewegen sich auf das skandinavische Muster zu. Warum, so könnte man fragen, fangen Jungen und Mädchen nicht gleich früh an? Die Antwort ist einfach: Weil Mädchen immer noch Jungen als Partner bevorzugen, die ein wenig älter sind als sie selbst und Jungen Mädchen, die ein wenig jünger sind. Diese

³ Diesen Begriff haben Haavio-Mannila et al. (2002) geprägt.

einfache Tatsachen erklärt die beschriebenen Geschlechtsunterschiede nach dem skandinavischen Muster.

Abb. 3: Erster Geschlechtsverkehr mit 17 Jahren oder früher in Europa (%); nach Ländern*

	Männer	Frauen
<i>Skandinavisches Muster**</i>		
Dänemark	58	72
Norwegen	47	60
Finnland	50	59
<i>Im Übergang</i>		
England	66	63
Niederlande	46	45
<i>Traditionelles Muster***</i>		
Belgien		
Frankreich	58	43
Griechenland	63	47
Portugal	59	24
	68	28

Der Prozess der sexuellen Selbstbestimmung bzw. des Gender equalizing beginnt, wie die Enttraditionalisierung im frühen 20. Jahrhundert. Doch wie es bei der sexuellen Liberalisierung in den 1960ern/ 1970ern zu einer jähen Beschleunigung während der sexuellen Revolution kommt so beschleunigt sich der Prozess des Gender equalizing dramatisch während der Gender Revolution der 1980er. Diese Revolution wurde von Frauen und der Frauenbewegung zum Tanzen gebracht, thematisierte sexuelle Zwang/ sexuelle Gewalt in allen ihren Gestalten, Verkleidungen und Verdünnungen (Vergewaltigung, Pornographie, sexueller Missbrauch, sexuelle Belästigung, Sexismus im Alltag und in den Medien) - *und* brachte *zugleich*, als Nebenfolge, einen neuen Sexualkodex hervor, einen Kodex, der nicht alte Verbote neu installieren, sondern der den sexuellen Umgang friedlicher, kommunikativer, berechenbarer, rationaler verhandelbar, herrschaftsfreier machen oder regeln will.

Die Freisetzung der Sexualität aus traditionellen Verboten, Ordnungen und Institutionen einerseits und die Auflösung männlicher Privilegien, männlicher Definitionsmacht im Sexuellen sowie die Erosion traditioneller Geschlechtsrollen andererseits verändern Sexualmoral, Liebesbeziehungen und die Konzepte, die wir von der Sexualität haben, also unsere implizite Sexualtheorie, grundlegend. Diese Modernisierungen des Sex will ich nun näher untersuchen. Sie lassen sich so überschreiben:

- Von der traditionellen zur Verhandlungsmoral – oder die Demokratisierung der Moral
- Von der Ehe zur „Beziehung pur“ – oder die Demokratisierung von Beziehungen
- Vom Trieb zum designten Verlangen – oder die Entdramatisierung der Sexualität

Von der traditionellen zur Verhandlungsmoral

Das Ergebnis moralischer Modernisierung habe ich Verhandlungsmoral andere Konsensmoral genannt. Die alte Sexualmoral verschwindet. Sie war eine Moral der Akte und qualifizierte bestimmte sexuelle Handlungen - zum Beispiel voreheliche oder außereheliche Sexualität, Masturbation, Homosexualität, Oralverkehr, Verhütung oder was auch immer - *prinzipiell* als böse, weit gehend unabhängig von ihrem Kontext. Verhandlungsmoral dagegen bewerte nicht sexuelle Handlungen oder Praktiken, sondern die Art und Weise ihres *Zustandekommens*, also Interaktionen. Sie hat klare liberale Züge. Ob hetero-, homo- oder bisexuell; ehelich oder außerehelich; mit Liebe oder ohne; genital, oral oder anal; zart oder ruppig; bieder oder raffiniert; sadistisch oder masochistisch - all das ist moralisch ohne Belang. Von Belang ist, dass es *ausgehandelt* wird. Und selbst Abstinenz kann sexualmoralisch wieder zu Ehren kommen, verkleidet als "neue Keuschheit", diesmal aber als freiwillige, optionale Haltung. Nicht äußere Autoritäten, (der Staat, die Kirchen) bestimmen das Richtig oder Falsch, sondern die Akteure. Insofern ist die Verhandlungsmoral demokratisch.

Houellebecqs Szene ist ein extravagantes Beispiel verhandlungsmoralisch regulierter Sexualität. Er macht keinen Hehl aus seinem Abscheu gegen das, was er verächtlich die „sozialdemokratische Sexualität“ nennt. Ich sehe das weniger düster, sondern halte die Konsequenzen der Verhandlungsmoral für ebenso radikal wie bemerkenswert. Zwei will ich nennen: *Erstens*, die "normale" Sexualität, Heterosexualität, wird zu einem von vielen Lebensstilen (wenn auch nach wie vor häufigsten), eine von vielen möglichen Arten, sexuell zu sein. Die sexuellen Perversionen, oder das, was man vordem so nannte, verschwinden von der Bühne, nur um sie als eben solche Lebensstile wieder zu betreten, medial schonungslos präsentiert und bekannt gemacht, allseits stolz geoutet. Sadistinnen und Masochisten versichern in zahllosen Features und Talkshows, dass es um maßvolle, *vereinbarte* Torturen geht. Und nur noch solche sexuellen Besonderheiten, die die Verhandlungsmoral inhärent verfehlen, z.B. die Pädophilie wegen des

Machtungleichgewichts der Partner, bleiben als Perversion erhalten und werden heute unnachsichtiger ausgespäht und verfolgt als früher.

Zweitens setzt Verhandlungsmoral so ganz nebenbei die alte Automatik sexueller Interaktion außer Kraft, die Automatik nach dem Schema „wer sich küssen läßt, will auch mehr“, auf die sich Männer oft beriefen. Sie erfordert (siehe Houellebecq) eine besondere Sensibilität der Akteure für die Grenzen und Wünsche des anderen und für Grenzverletzungen und damit Selbstreflexivität und Interaktionsreflexivität. Frauen (und Männer) behalten nun die Entscheidungs- und Definitionsmacht auf jeder Stufe einer erotisch – sexuellen Interaktion. Nun gilt: Ein Kuss ist nur ein Kuss, eine wilde Liebkosung nur eine Liebkosung, eine Einladung, nach einer Diskonacht noch mit „nach oben“ zu kommen, nur die Einladung auf einen Schluck Wein oder Kaffee, nicht mehr oder nicht notwendig mehr. Das Zusammenbrechen der alten Automatik sexueller Interaktion gibt Frauen mehr Freiräume für Initiative und sexuelle Offensivität und erlaubt Männern eine entspanntere und defensivere Rolle, und beides setzt erhebliche Veränderungen in der Mann – Frau – Sexualität in Gang – und geht einher mit einer veränderten Rechtsauffassung in Vergewaltigungsprozessen. Die Argumentationsfigur „Frauen in aufreizender Kleidung haben selber Schuld“ verschwindet, und wenn ein Gericht heute noch einmal danach verfährt, ist das selbst der „Bildzeitung“ eine empörte Schlagzeile wert

Von der Ehe zur Beziehung pur

Mit dem Verschwinden der traditionellen Sexualmoral geht die Auflockerung der alten Beziehungsordnung, genauer, die Auflockerung der Eheordnung einher. Die Heiratsneigung nimmt ab. Die Wahrscheinlichkeit eines jungen Erwachsenen, mindestens einmal in seinem Leben zu heiraten, beträgt heute in Deutschland nur noch 60% gegenüber 90% in den 1960ern⁴. (Die Wahrscheinlichkeit von Mehrfachehen nimmt hingegen zu). Da die Gesellschaft nicht „singularisiert“, erhöht sich die Anzahl nicht ehelicher Beziehungen (unverheiratet zusammenwohnend, „living apart together“, mit oder ohne Kinder), ich komme darauf zurück. Das Heiratsalter hat sich in den letzten 25 Jahren um durchschnittlich fünf Jahre erhöht, bei Männern wie bei Frauen (und das erweitert den Zeitraum für Beziehungen diesseits der Ehe). Paare haben weniger Kinder (1960 waren es durchschnittlich 2,4, heute sind es nur noch 1,4). Ehen sind instabiler geworden. In den letzten 40 Jahren hat sich die Scheidungshäufigkeit verdreifacht. Die Scheidungswahrscheinlichkeit einer heute geschlossenen Ehe liegt bei knapp 40% (gegenüber etwa 13% in den

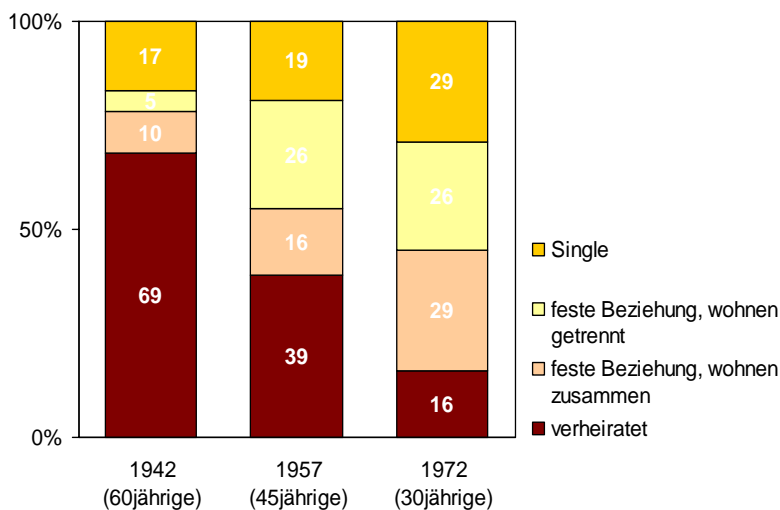
⁴ Vgl. hierzu und für das Folgende Peuckert 1999.

1960ern). Da Scheidung nur eine Form der Trennung ist und es über die Trennungsquoten „inoffizieller“ Beziehungen keine amtliche Statistik gibt, unterschätzen die Scheidungsstatistiken die Mobilität heutiger Beziehungen beträchtlich.

Die genannten Trends gelten nicht nur für die Bundesrepublik, sondern für alle Länder der EU (und natürlich auch für die USA und Kanada), auch für katholische Länder wie Spanien, Portugal und Italien. Auch hierbei handelt es sich um globale Prozesse in den westlichen Industriestaaten.

Ich halte hier ein wenig inne, um Ihnen die Zunahme nicht-konventioneller Lebensformen anhand einiger Daten unserer jüngsten Studie „Beziehungsbiographien im sozialen Wandel“ zu demonstrieren. Im Frühjahr 2002 interviewten wir 776 Hamburger und Leipziger Männer und Frauen der Geburtsjahrgänge 1942, 1957 und 1972, die bei der Befragung 30, 45 bzw. 60 Jahre alt waren, über ihre Beziehungs- und Sexualgeschichte. Abbildung 4 zeigt, in welchen Lebensformen die Hamburger der drei Generationen jeweils im Alter von 30 Jahren lebten.

Abb. 4: Beziehungsformen im Alter von 30 Jahren (Hamburg in %)



Von den 1972 Geborenen sind nur noch eine Minderheit verheiratet, die überwiegende Mehrheit lebt in nicht-konventionellen Lebensformen, sie sind „apart together“ oder wohnen unverheiratet zusammen. Bei den 1942 Geborenen war am Ende des dritten Lebensjahrzehnts die Ehe noch die Regel, die nicht-konventionellen Formen die Ausnahme. Die 1957 Geborenen liegen dazwischen, sind aber den

Jüngeren ähnlicher als den Älteren. Bei den Leipzigern finden sich die gleichen Trends, allerdings sind bei ihnen in allen Gruppen mehr verheiratet als in Hamburg. Zwischen Frauen und Männern hingegen finden sich keine Unterschiede. Die Daten belegen, dass der Umbruch im Beziehungsverhalten junger, großstädtischer Erwachsener in den letzten 30 Jahren massiv gewesen ist.

Auf eines möchte ich noch hinweisen: Die heute 30jährigen leben häufiger Single als die 60jährigen mit 30 Jahren. Dies ist kein Symptom für Vereinsamung, sondern Ausdruck ihres relativ hohen Beziehungswechsels: In einer Gruppe, in der Beziehungen stark fluktuieren, wird man immer auch einen großen Teil von Männer und Frauen finden, die „gerade mal wieder“ Single sind. Der aktuelle Anteil der Singles in einer Gruppe ist heute ein indirektes Maß der Instabilität von Beziehungen in dieser Gruppe.

Das alles bedeutet: Die Institution Ehe verliert ihr Monopol, Beziehungen und Familien zu definieren und zu legitimieren. Nun gilt: Ein *Paar ist dort, wo zwei Menschen sagen, dass sie eines sind*, unabhängig vom Familienstand und vom Geschlecht des Partners; und *Familie ist dort, wo Kinder sind* – unabhängig davon, ob Mutter oder Vater verheiratet sind, das Kind in einem oder zwei Haushalten aufziehen, oder einer von ihnen alleine, oder zusammen mit anderen gleich- oder gegengeschlechtlichen Partnern.

Aber nicht nur von der Institution Ehe werden Beziehungen freigesetzt, sie werden zunehmend auch freigesetzt von sachlichen Aufgaben der Lebensbewältigung und des Lebenskampfes, die früher eine starke wechselseitige Abhängigkeit begründeten (Funktionsverlust der Ehe als Produktionsgemeinschaft und Versorgungsgemeinschaft). Und Beziehungen werden zunehmend freigesetzt von traditionellen Geschlechterrollen, die die Arbeitsteilung in einer Partnerschaft ehemals verbindlich regelten.

Dies alles bringt eine neue Beziehungsform hervor, die der britische Soziologe Anthony Giddens als *reine Beziehung* beschreibt. („Rein“ nicht im moralischen Sinne, sondern im Sinne von „pur“, Beziehung pur). Heterosexuelle bewegen sich auf diese Beziehungsform zu, bei homosexuellen Männern und lesbischen Frauen tritt sie schon klarer in Erscheinung. Die reine Beziehung wird nicht durch materiale Grundlagen oder Institutionen gestützt, sie wird nur um ihrer selbst willen eingegangen, sie hat nur sich selbst und besteht nur, solange sich beide darin wohl fühlen, solange beide einen emotionalen "Wohlfahrtsgewinn" haben. Dadurch ist ihre Stabilität riskiert, ja, es gehört zu ihrer Reinheit, prinzipiell instabil, episodisch zu

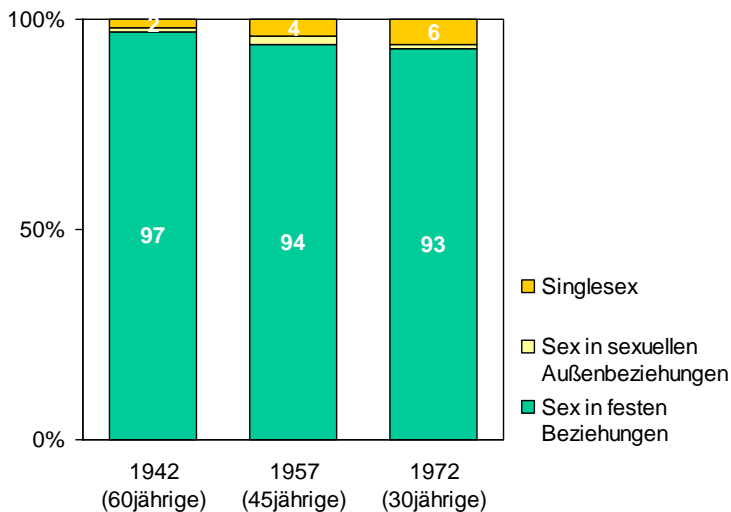
sein; sie verriete ihre Prinzipien, wenn sie Dauer um der Dauer willen anstrebte. Serielle Beziehungen, die mit seriellen Singlephasen abwechseln, werden zur gängigen Verkehrsform. Der multiple oder Wiederholungssingle entsteht als neue Figur, scheinbar Held und Heroine unabhängiger und unbändiger Sexualität, in der Realität aber meist nicht so glücklich, mal wieder im Wartestand auf den Nächsten oder die Nächste, sexuell eher unterversorgt und missgestimmt – kurz ein Nebenprodukt serieller Beziehungen, selten ein Lebensstil.

In der reinen Beziehung müssen beide Partner vielfältige Talente entwickeln, um das sich Wohlfühlen - zumindest eine Zeit lang - zu gewährleisten, vor allem die Fähigkeit, *Intimität* zu leben und auszuhalten: Nähe, Vertrauen, Austausch, sich Öffnen, Verständnis und sich Verstehen lassen. Die reine Beziehung ist psychologisiert, durch und durch, was bleibt ihr auch anderes übrig. Dies alles fällt bekanntlich Männern besonders schwer, psychisch sind sie dieser komplexen, nicht Rollen gesteuerten Beziehungsform heute wohl weniger gewachsen als Frauen. Dies mag der Grund dafür sein, dass Frauen heute häufiger die Initiative bei Scheidung oder Trennung ergreifen als Männer. Natürlich gibt es in diesen Beziehungen auch Verbindlichkeit, Verlässlichkeit, für einander da Sein; aber sind nicht mehr als Ehepflicht vorgegeben, sondern freiwillig, Optionen, für die man sich entschieden hat – und die man wieder kündigen kann Und natürlich bedarf es in der reinen Beziehung auch der Fähigkeit des Aushandelns. Wenn die Geschlechterrollen weniger festgezurr sind - eine Voraussetzung der reinen Beziehung - muss der gesamte Alltag (nicht nur die Sexualität) ausgehandelt werden: Wer kocht, wer kauft ein, was unternimmt man gemeinsam, wer bringt die Kinder zur Schule, wer holt sie ab, wer passt abends auf sie auf, wer trifft Freunde, wer erledigt die Telefonate mit Oma und Opa usw. usf

Die reine Beziehung ist nicht notwendig monogam, da auch darüber eine Vereinbarung zu treffen ist. Die meisten heterosexuellen Paare - auch jüngere - scheinen sich heute für Treue zu entscheiden, so dass *serielle Monogamie* zur vorherrschenden Erscheinungsform der reinen Beziehung wird. Da Außenbeziehungen eher selten sind und Singles aller Alterstufen eher ein karges Sexualeben führen, wird die Sexualität in bemerkenswertem Ausmaß nach wie vor in festen Beziehungen organisiert: Zwar wird der Sex heute nicht mehr von der *Ehe* beschlagnahmt, die *feste Partnerschaft* hat ihn aber nach wie vor fest im Griff. Untersucht man – wie wir es in unserer schon genannten Studie „Beziehungsbiographien im sozialen Wandel ganz unromantisch getan haben - das Universum aller Geschlechtsverkehre in einer bestimmten Zeiteinheit, sagen wir in

den letzten vier Wochen, dann stößt man auf eine überraschende Kontinuität zwischen den Generationen (Abbildung 5): Etwa 95% der Geschlechtsverkehre erfolgen in festen Beziehungen, 1% in Außenbeziehungen, etwa 5% der Geschlechtsverkehre produzieren die Singles. Das gilt für Junge und Alte, Männer und Frauen, Hamburger und Leipziger. Die Unterschiede zwischen den Generationen liegen einzig darin, dass die Jüngeren in mehreren, eher kurzen, meist nicht-ehelichen Beziehungen, die Älteren hingegen in wenigen, eher langen meist ehelichen Beziehungen sexuell aktiv sind.

Abb. 5: Sexuelle Universen: Anteil aller Geschlechtsverkehre in den letzten 4 Wochen, die in festen Beziehungen, in Außenbeziehungen und von Singles produziert wurden (Männer und Frauen in %)

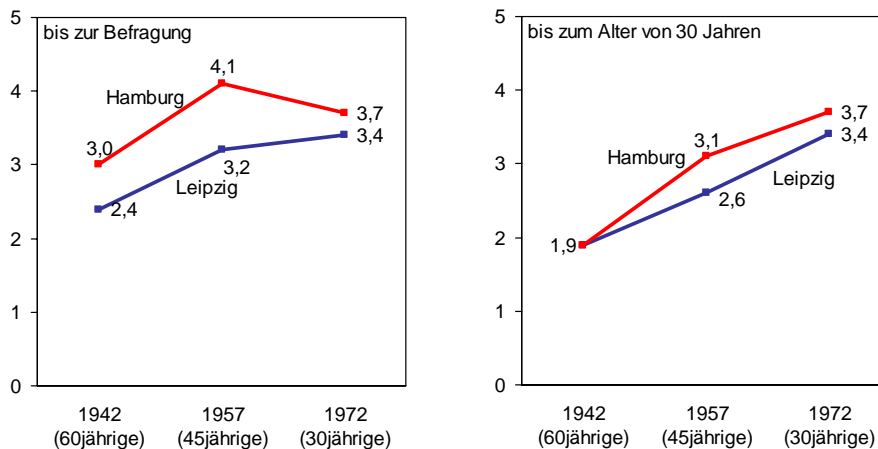


Zurück zur Treue. Wie gesagt, sie wird auch von jungen Erwachsenen hoch bewertet dennoch hat das Verständnis von Treue heutiger junger Paare mit dem ihrer Großeltern nur wenig zu tun, weshalb man auch nicht davon reden kann, dass sie wieder "traditioneller" geworden sind: Im Zeitalter der reinen Beziehung ist Treue nicht an eine Institution (Ehe) oder per se an eine Person gebunden, sondern an das *Gefühl* zu dieser Person: Treueforderung und -verpflichtung gelten nur, so lange die Beziehung als intakt und emotional befriedigend erlebt wird. Ist das nicht mehr gegeben, dann kann man gar nicht mehr untreu sein, sondern nur noch konsequent.

Die Fluktuation von Beziehungen ist zumindest bei Männern und Frauen bis ins vierte Lebensjahrzehnt eher hoch. Abbildung 6 zeigt die durchschnittliche Anzahl

fester Beziehungen von 60-, 45- und 30jährigen und führt zu dem verblüffenden Befund, dass heute 30jährige schon mehr feste Beziehungen gehabt haben, als 60jährige in ihrem viel längeren Leben. Das gilt für Männer und Frauen gleichermaßen.

Abb. 6 Durchschnittliche Anzahl der festen Beziehungen bis zum Zeitpunkt der Befragung und bis zum Alter von 30 Jahren



Dabei ist der Wunsch nach dauerhaften, ja lebenslangen Beziehungen nach wie vor verbreitet, aber es ist nicht der Wunsch nach Dauer per se, sondern nach Dauer bei hoher emotionaler Qualität. Es erscheint paradox aber es ist so: Die Instabilität heutiger Beziehungen ist nicht, wie manche Moralisten oder auch Psychotherapeuten klagen, eine Folge von Bindungslosigkeit oder Beziehungsunfähigkeit; sie ist viel mehr die Konsequenz des hohen Stellenwerts, der Beziehungen für das persönliche Glück beigemessen wird und der hohen Ansprüche an ihre Qualität. Dadurch wird die Trennungsschwelle niedriger und das führt zu multiplen Trennungserfahrungen und dazu, dass heute massenhaft Beziehungen getrennt werden, die früher als ganz gesund und keinesfalls als zerrüttet gegolten hätten.

Sicher, die Serialität wird geringer, Fluktuation nimmt ab, wenn Kinder da sind, aber oft nur vorübergehend. Lediglich Kinder unter 6 Jahren reduzieren die Trennungswahrscheinlichkeit der Eltern. Jedes dritte Kind wird geschiedene oder getrennte Eltern haben, bevor es 18 Jahre alt wird. Mehr und mehr Kinder leben in einem Kunterbunt von Lebens- und Familienformen, Elisabeth Beck-Gernsheim spricht von der postfamilialen Familie.

Die Folgen von Trennung und Scheidung für die Kinder werden in dieser Situation anders bewertet als früher, andere Sichtweisen zeichnen sich ab, bei den Betroffenen oft deutlicher als bei den Experten: Trennungen, gelten weiterhin als trauriges und belastendes Ereignis für die Kinder; aber auch Chancen werden gesehen, neue Optionen betont: Die neuen Partner der Eltern vergrößern den Erfahrungskreis der Kinder mit nahe stehenden Erwachsenen oder Elternfiguren, erweitern den sozialen Horizont der Kinder über die begrenzte Kleinfamilie hinaus. Liest, zum Beispiel, der Vater schöne Geschichten vor, so kann der neue Mann der Mutter Skifahren und Bergsteigen "einbringen"; ist die Mutter versorgend und behütend, so kann die neue Frau des Vaters Durchsetzungskraft, Abenteuerertum und Berufsbezogenheit der Frau vorleben.

Die Auswirkungen von Scheidungen auf die Kinder sind selbst etwas, das dem sozialen Wandel unterliegt, kurz, sie verändern sich. Heute werden Scheidungen immer seltener als persönliches und moralisches Versagen gesehen, sondern eher als eine akzeptable Form oder Möglichkeit ehelicher Konfliktlösung. Das ist eine wichtige Voraussetzung für sanftere Scheidungsfolgen. Kinder, deren Eltern es nach der Trennung gelingt, ein „binukleares Familiensystem“ (wie die Soziologen sagen) aufzubauen, auf deutsch, deren Eltern sich weiterhin beide um sie kümmern und für sie verantwortlich fühlen (gleichgültig, in welchen neuen Beziehungen sie leben und bei welchem Elternteil das Kind wohnt), bei solchen Kindern findet man am seltensten negative Folgen der Scheidung für ihre emotionale und Persönlichkeitsentwicklung.

Etwas salopp ließe sich resümieren, dass wir nach der „sexuellen Revolution“ der späten 1960er, nach der „Genderrevolution“ der 1980er uns nun mitten in einer „partnerschaftlichen und familiären Revolution“ befinden. Diese drei Entwicklungen sind selbstverständlich eng miteinander verwoben.

Vom Trieb zum designten Verlangen

Damit komme ich zum letzten Abschnitt meines Vortrags und beginne mit einer scheinbar abgelegenen Beobachtung: Seit Jahren wird wild mit Substanzen herum geforscht, mit denen sexuelle Reaktionen, Funktionen und Empfindungen zu beeinflussen sind. Viagra und andere Potenzpillen sind nur der Anfang. Auch Frauen sind jüngst ins Visier der Sexualpharmakologen geraten. Libido Boosters, Pillen für Leidenschaft oder dagegen stehen auf der Agenda. Noch bleibt die Industrie hoffnungslos zurück hinter den Erwartungen, doch sie entzündet kollektive Phantasien. Offenbar gibt es nicht so wenige potentielle Kundinnen und Kunden, für

die ein bisschen sexuelles Doping – selbstverständlich gesund und sicher – eine Option sein könnte, denn sie konsumieren längst andere Erlebnis- und Abenteuerwaren. Sie wollen ihre Körper und vielleicht auch ihre Seele fit machen, optimieren, damit sie den entwickelten Vorstellungen vom Sex genügen – um mehr aus der Ressource „Sex“ herauszuholen und um die gelegentliche Widerspenstigkeit dieser Ressource (Impotenzanfälle, Lustlosigkeitsattacken, Orgasmusmüdigkeit, sexuelle Wünsche zur Unzeit usw.) unter Kontrolle zu bringen, damit Sex jederzeit verfügbar, das heißt an- und abstellbar ist. Nach 14 Tagen trifft sich das berufsgestresste Liebespaar einmal wieder. Sie haben 2 Stunden Zeit, bevor sie in die lange gebuchte Operaufführung gehen, und genau dann, in diesen zwei Stunden, wollen sie erotisch gestimmt sein, nicht zum Dampfablassen gestauter Triebenergie, sondern zum Zelebrieren eines Liebesaktes und ihrer Beziehung. Designer Sex – die Popsängerin Ulla Meinecke hat ihn schon vor Jahren besungen - wenn nötig mit designten Drogen, die sicher stellen, dass es dann, wenn es passt, auch schön wird.

Lange glaubte ich, solche Vorstellungen vom designten Sex oder der designten Lust, oder auch von der Verhandlungsmoral, gründeten sich auf einen beinahe rührenden Glauben an die *Rationalisierbarkeit* der Sexualität. Heute glaube ich eher, diese Phänomne konfrontieren uns mit unserem rührenden Glauben an die *Irrationalität der Sexualität*. Ehrwürdige Bilder und Konzepte unserer Kultur werden heute in Frage gestellt: Sexualität als Trieb und Wildheit, als schicksalsträchtige Kraft, teuflisch verlockend und höllisch gefährlich, als letzter Hort unverstellter menschlicher Natur, als unbändige tabusprengende und transformative Kraft, als ewiges Drama, als Verstrickung auf Leben und Tod. Diese alten Geschichten über den Sex – jenseits von Gut und Böse, jenseits der Vernunft, jenseits von allem - sind keineswegs verschwunden, wir hören sie gelegentlich noch von der Psychoanalyse, bisweilen auch von der Sexualwissenschaft, wir sehen sie im Kino und wir lesen sie in der schönen Literatur. Die Autoren oder Regisseure sind meistens ältere Männer (denken Sie an Verhoevens „Basic instinct“, Stanley Kubricks „Eyes wide shut“, an Roman Polanskis „Bitter moon“ oder an Philip Roths letzte Romane), doch ihre Geschichten wirken wie ein trauriges Hello and Good bye an die kulturelle Form der Erotik, an den Sexualmythos ihrer (und auch meiner) Generation. Ich goutiere ihre Geschichten gerne und mit nostalgischem Schauer und weiß doch, dass diese Form der Erotik wie der Protagonist in Roth jüngstem Roman ein „dying animal“ ist. Wir haben uns längst verabschiedet von dem schaurig-schönen, schwarz-romantischen bürgerlichen Drama der Sexualität, vom Mythos der Verdammung und Erlösung

durch den Sex, der Mythos, der Fundamentalisten und Sexualrevolutionäre so innig einte. Die einen erwarteten die Befreiung zum besseren Menschen und zur friedlichen Gesellschaft durch befreite Sexualität, die anderen befürchteten den Untergang des Abendlandes durch „freie“ Sexualität – an die transformative Macht der Sexualität glaubten beide.

Doch heute verstehen und erleben wir Sexualität nicht mehr als Trieb, der wie ein Dampfkessel auf dem Feuer funktioniert, sondern eher als Ressource, als Ressource für Lust- und Affektsuche, als Ressource für Erregungs- und Erlebnissammler, wie Zygmunt Bauman uns spätmoderne Menschen nennt. Der Roman einer Frau, Catherine Millets „Das sexuelle Leben der Catherine M.“ ist für mich ein auf die Spitze getriebenes Beispiel für dieses andere Verständnis der Sexualität, und gleichsam der Gegenentwurf zu den nostalgischen Sexualträumen der oben erwähnten großen alten Männer. Mit hoher intellektueller Findigkeit und intellektueller Lust werden hier die Möglichkeiten, die Ressource Sexualität zu nutzen, durch gespielt, immer neue Möglichkeiten sexuellen Erlebens aufgespürt, entdeckt und erfunden. Die ständige Selbstreflexion der sexuellen Handlungen und Erlebnisse, ja, selbst ein Buch darüber zu schreiben, sind Bestandteil der Sexualität geworden. Dieser intellektuelle Umgang mit der Lust ist der Kontrapunkt zu unserer alten Überzeugung, dass Leidenschaft nur zu sich kommen kann, wenn wir den Verstand abstellen.

Nicht Befriedigung im Sinne von Bedürfnislosigkeit ist das Ziel, sondern das Spiel mit Erregung und Lust, das Genießen der Erregung. Ralf König spinnt in seinen deftigen schwulen Comics solche spätmodernen Sexualträume. Deshalb werden sie offenbar auch von vielen heterosexuellen Männern und Frauen mit schierem Vergnügen gelesen. Es geht um ständige, nicht nachlassende Erregung und Aufregung, ein Sexualreiz jagt den anderen, keiner kommt zur Ruhe. In seiner Geschichte "3 1/2 Stunden", zum Beispiel, treffen sich zwei Lover am Flughafen, sie haben sich wochenlang nicht gesehen und stehen in Flammen. Sie haben dreieinhalb Stunden Zeit, um sie zu löschen, aber dazu kommt es nicht, weil ein Missgeschick nach dem anderen (Putzfrauen, die zur Unzeit kommen, quakende Anrufbeantworter, stürmisch klingelnde Nachbarn usw.) dies verhindert. Sie müssen zurück zum Flugplatz. Zum Glück hat das Flugzeug fünf Minuten Verspätung und die reichen - in irgendeiner Ecke des Flugplatzes - für den früher zentralen und heute offenbar unwichtigsten Akt der Sexualität völlig aus: Die Befriedigung, den Orgasmus oder die Detumeszenz, wie die alten Sexualwissenschaftler es nannten. Befriedigung, Spannungsreduktion, stören die Erregungssucher, weil die Stimulation, der Reiz, die Lust aufhört. Der

Orgasmus, einst Höhepunkt ist, dem Spott Leonore Tiefers zu Folge, ohnehin nur das Zeichen, dass man endlich aufhören kann, und das ist unerwünscht oder nur dann erwünscht, wenn's langweilig geworden ist. Die Psychologin Annie Potts kommt in einer empirischen Studie zu dem Schluss, dass der „delight of desire“ (das Genießen des Verlangens), die „sexiness“ der Lust dabei sind, die zentrale Stellung des Orgasmus als Ziel oder letzte Wahrheit der Sexualität, die Orgasmusfixierung also, abzulösen. Zygmunt Bauman hat die Quintessenz spätmoderner Sexualität besonders treffend formuliert: „Verlangen verlangt nicht nach Befriedigung. Im Gegenteil, Verlangen verlangt Verlangen“. Das stellt die alte Triebmetapher auf den Kopf.

Und wenn der Trieb als Metapher entlassen wird, dann verabschieden wir uns vom Narrativ, der Vorstellung von der transformativen Macht des Sex – als Verderben, als Verheißung, als Erlösung. „Just fun no drama“ heißt es lapidar in einer Partnerannonce; „Gehen wir ins Kino oder ins Bett“ erwägt ein Paar und täte beides gleich gern.

Aus der Zauber - könnte man fragen. Ich glaube nicht, eher Sex frei von falschem Tiefsinn, entmystifizierter, entdramatisierter, pragmatischer Sex. Die Folgen sind beobachtbar: Noch nie wurde so konsequent verhütet wie heute, noch nie so selten abgetrieben, noch nie so selten venerisch infiziert, noch nie so kühl die Konsequenzen sexueller Handlungen (zum Beispiel eines Seitensprunges) abgewogen – folgenabgeschätzte Sexualität. „Designed desire“, das autonom designte Verlangen ist dabei, die Metapher „Trieb“ zu ersetzen. Das aber ist nur möglich, weil wir die Sexualität erheblich entrümpelt haben: Von religiösen Vorschriften, vom Patriarchat (fast), von der schwarzen Romantik des Bürgertums und der Psychoanalyse.

Literatur

Bauman Z: Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität. In: Schmidt G, Strauß B (Hg.): Sexualität und Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität. Stuttgart, Enke 1998 (Neuausgabe: Gießen, Psychosozial 2001)

Bech H: Gendertopia. Briefe von *h. Z.* Sexualforschung 2000; 13: 212 - 242

Beck-Gernsheim E: Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. In: Beck U, Beck-Gernsheim E (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a.M., Suhrkamp 1994

Giddens A: Modernity and self-identity. Cambridge, Polity Press 1992

Giddens A: Wandel der Intimität. Sexualität. Liebe und Erotik in den modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M., Fischer 1993

Haavio-Mannila E, Kontula O, Rotkirch A: Sexual lifestyles in the Twentieth Century. A research study. New York, Palgrave 2002

- Houellebecq M: Elementarteilchen. Köln, DuMont 1999
- König R: 3 1/2 Stunden. In: König R: ...und das mit links. Berlin, Jansen 1994
- Millet C: Das sexuelle Leben der Catherine M. München, Goldmann 2001
- Peuckert R: Familienformen im sozialen Wandel (Dritte völlig überarbeitete und erweiterte Ausgabe). Opladen, Leske und Budrich 1999
- Potts A: Coming, coming, gone. A feminist deconstruction of heterosexual orgasm. *Sexualities* 2000; 3: 55 – 76
- Roth, P: The dying animal. London, Vintage 2002
- Schmidt G: Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Reinbek, Rowohlt 1998
- Schmidt G (Hg.): Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966 – 1996. Gießen, Psychosozial 2000
- Schmidt G: Zur Sozialgeschichte der Jugendsexualität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. *AIDS Infothek (Schweiz)* 15, Heft 1, 4 – 9, 2003
- Schmidt G, Starke K, Matthiesen S, Dekker A, Starke U: Beziehungsbiographien im sozialen Wandel. Ein Bericht über erste Ergebnisse für die befragten Männer und Frauen. (Online Dokument). www.beziehungsbiographien.de
- Sigusch V: Kultureller Wandel der Sexualität. In: Sigusch V (Hg.): Sexuelle Störungen und ihre Behandlung (Dritte überarbeitete Auflage). Stuttgart, Thieme 2001
- Gunter Schmidt, Abteilung für Sexualforschung, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Universität Hamburg, Martinistraße 52, D-20246 Hamburg (schmidt@uke.uni-hamburg.de)